

# Das Verbrechen im Omnibus.

Roman von Fortune de Boisgobey.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

(9. Fortsetzung.)  
VIII.

Die Rue de la Sourdiere gehört zu denen, welche trotz der Neubauten unverändert geblieben sind.

Monsieur Blanchelaine wohnte hier seit drei Jahren. Im ersten Stock eines großen Hauses lag man auf der rechten Seite auf einer Kupferstafel seinen Namen, unter dem die Bezeichnung „Agent“ stand.

Zur Linken glänzte auf einer Thür, der seinen gegenüber, eine Inschrift, deren Sinn nicht für Jedermann klar war: Stella, Schillerin der Mademoiselle Genormand, Sprechstunden von zwölf bis fünf. Die beiden Wohnungen, die der Kartenlegerin und die des Agenten, nahmen den ganzen Stock ein. Sie hatten zwei vollständig getrennte Eingänge, und die Kundschaft der Madame Stella hatte mit der des Herrn Blanchelaine nichts Gemeinsames. Doch im Grunde genommen bildeten die beiden Wohnungen nur eine. Man konnte von der einen in die andere gelangen, ohne über die Treppe gehen zu müssen.

Eine Negerin von zwölf Jahren empfing die Kunden Stella's, während die von Blanchelaine durch einen kleinen Schreiber eingeführt wurden. Am Nachmittag des Tages, an dem Freneuse Bia nach dem Kirchhof von St. Duen geführt, traf sich Herr Pualet und Sophie Cornu am Fuße der Treppe, die zu den Wohnungen der Kartenlegerin und des Agenten führte.

So waren sie beide bis zum ersten Stock hinaufgestiegen, und dort sah Pualet zu seiner großen Genugthuung, daß die Alle nicht an Blanchelaine's Thür, sondern gegenüber klingelte. Ein junger Mensch mit wilden Haaren und einem Federhalter hinter dem Ohr öffnete ihm und ließ ihn einreten, ohne nach seinem Namen zu fragen.

„Der Principal ist anwesend; ich werde ihn gleich von Ihrer Gegenwart benachrichtigen,“ sagte er und ließ Herrn Pualet im Vorzimmer allein. Nach kurzer Zeit erschien er wieder und sagte: „Herr Blanchelaine erwartet Sie.“ Und Herr Pualet wandte sich langsam einer geöffneten Thür zu, die er im Hintergrund des Corridors bemerkte.

Er fand Herrn Blanchelaine in seinem Zimmer; der Agent schien nicht allzu überrascht, ihn hier zu sehen und empfing ihn mit ehrfurchtsvoller Höflichkeit.

„Mein Herr, ich erwartete kaum, daß ich die Ehre haben würde, Sie in meiner bescheidenen Wohnung zu empfangen,“ sagte er, sich verneigend, „ich wollte mir erlauben, heute bei Ihnen vorzusprechen, um Ihnen den Todtschein der Bianta Astrodi zu überbringen.“

„Ich kann mit Ihrem Todtschein jetzt nichts mehr anfangen,“ versetzte Herr Pualet.

„Erklären Sie sich näher,“ sagte Blanchelaine in ruhigem Tone, „und setzen Sie sich gefälligst,“ fügte er, einen Sessel vorschubend, hinzu.

Herr Pualet setzte sich zögernd und fuhr ab dann fort:

„Sie wagen zu behaupten, Sie hätten mich nicht getötet? Ich hatte Sie beauftragt, nach einer angeblichen Tochter meines Bruders Nachforschungen anzustellen. Sie haben entbedet, daß dieses Mädchen tot ist, doch Sie haben sich wohl gehütet, mir zu sagen, daß es eine Schwester hatte.“

„Das konnte ich Ihnen nicht sagen, da ich es gestern auch noch nicht wußte.“

„So theile ich es Ihnen also erst mit?“

„Das nicht, ich weiß es seit einigen Stunden; doch ich sehe nicht ein, in welcher Hinsicht Sie die Existenz dieser Schwester beurzweifeln kann. Bianta Astrodi, die vor Herrn Francois Boyer gestorben ist, hat ihn nicht beerben können.“

„Ja, aber Sie kennen ja das Testament meines Bruders gar nicht!“

„Nun, ich glaube, vor dem Tode des Testators kannte es überhaupt Niemand.“

„Nun gut, ich kenne es. Der Notar, der es entgegengenommen, ist hier und hat mir eine Kopie gebracht. Mein Bruder hat sein ganzes Vermögen zu gleichen Theilen seinen beiden Töchtern, Bianta und Bia Astrodi, hinterlassen. Bianta ist tot, doch Bia lebt, ich bin also vollständig erbt.“

„Ich werde mich darüber trösten,“ fuhr Herr Pualet fort, „doch ich möchte Sie nun um den Betrag bitten, den ich unterzeichnete; er hat ja keinen Werth mehr für Sie.“

„Gestatten Sie mir die Frage, welches Interesse Sie haben ihn zurückzuverlangen?“ versetzte Blanchelaine.

„Ich will nicht, daß Spuren von einer Abmachung zurückbleiben, die ich bedauere, eingegangen zu sein.“

„Ich könnte Ihnen antworten, daß mir daran liegt, daß diese Spuren bestehen bleiben, und daß Sie mich nicht zwingen können, Ihnen ein freiwillig unterzeichnetes Schriftstück zurückzugeben. Doch ich will Ihnen lieber beweisen, daß dieser Akt, allerdings später, einen Werth hat. Gestatten Sie

mir, Ihnen den Wortlaut in's Gedächtniß zurückzurufen.“

„Das ist gar nicht nötig; es ist in demselben gesagt, daß ich Ihnen als Bezahlung für die in meinem Auftrag unternommenen Schritte die Summe von 100,000 Francs schulde, zahlbar an dem Tage... an dem Tage, wo ich das mir zukommende Erbtheil aus der Nachlassenschaft meines Stiefbruders Francois Boyer erbehe werden.“

„Das ist ganz richtig, und ich hatte mich eben an den Wortlaut der Abmachung.“

„Sehr gut, nur werden Sie Ihre 100,000 Francs nicht erheben, da ich nie einen Sous von der Erbschaft erhalten werde.“

„Was wissen Sie davon?“

„D bitte, prähen Sie nicht und halten Sie sich nicht mit Redensarten hin. Sie werden doch nicht die Recht haben, zu behaupten, daß die Erbschaft mir zufallen würde, wenn diese Bia wie ihre Schwester aus der Welt verschwand?“ Bia Astrodi hat den Testator überlebt; also ist sie seine Erbin und ihr Tod würde mir das Vermögen meines Bruders nicht zurückgeben. Dieses Vermögen würde ihren Verwandten zufallen, oder wenn sie keine hat, dem Staate, denn das italienische Gesetz baut sich wahrscheinlich auf dem französischen auf.“

„Das glaube ich auch.“

„Wenn dem so ist, was wollen Sie dann mit dem Papier, das ich unterzeichnet habe?“

„Es vorzeigen, wenn Sie oder andere mich schikaniren sollten. Dieses Papier, mein Herr, ist meine Garantie; es beweist, daß wir beide im Einverständnis gehandelt haben; die Art der Schritte, die ich für Sie unternommen, ist darin nicht genau angegeben. Daraus folgt notwendigerweise, daß ich alles, was ich gethan, auf Ihren Befehl habe thun müssen.“

„Mit anderen Worten: Sie würden mich denunzieren, wenn sich die Justiz in Ihre Angelegenheiten mischte, und mich zu kompromittiren suchen.“ Sie wollen mir dieses Dokument also nicht zurückgeben?“

„Nein, ebensowenig wie den Brief, den Sie mir vor einem Monat geschrieben haben, um mir Ihre Instruktion betreffs der Bianta Astrodi zu geben, die ich um jeden Preis verhindern sollte, nach Frankreich zu kommen, oder, wenn sie sich dort schon befand, zu verbleiben.“

„Nun gut,“ versetzte Herr Pualet zornig, „ich frage den Hentker darnach und habe keine Furcht vor Ihnen.“

„Regen Sie sich doch wegen einer solchen Kleinigkeit nicht auf,“ fuhr der Agent fort, „mehrere Personen wissen ja wohl schon, daß diese Bianta Astrodi eine Schwester der Bia war, die bei den Malern Modell steht.“

„Das heißt, Jedermann weiß es oder wird es bald wissen. Die Sache ist geklärt im Atelier eines Künstlers entdeckt worden, der dieses Mädchen als Modell benutzte, im Atelier des Herrn Paul Freneuse.“

„Das ist ja wohl der junge Mann, der mit Ihnen in der Vorie St. Martin war?“

„Allerdings, und er hat keinen Grund, das Geheimniß dieser Verwandtschaft zu bewahren. Sie können darauf rechnen, daß die Radrikt jetzt schon in allen Ateliers der Stadt bekannt ist.“

„Das ist ja wahrscheinlich, aber es ist nicht zur Sache; ich möchte nur über einen Punkt genau unterrichtet sein.“

„Und der wäre?“ fragte Herr Pualet heftig.

„Wissen noch andere Leute, als Sie, mein Herr, daß Herr Francois Boyer sein Vermögen den beiden Astrodi's hinterlassen hat?“

„Der Notar weiß es; er hat es mir mitgeteilt. Auch meine Tochter war dabei, als er es mir sagte.“

„Aber die Schwester, die Bia?“

„Sie weiß noch nichts; doch sie wird früher oder später alles erfahren.“

„Wer sollte sie davon benachrichtigen? Sie doch wohl nicht!“

„Nun, der Notar wahrscheinlich.“

„Er weiß also, daß sie in Paris ist?“

„Ja, ich habe ihm dummerweise gesagt, ich hätte sie gesehen. Sie war eben bei Herrn Freneuse, als der Notar, der mich überall suchte, dort erschien.“

„Das ist unangenehm; aber er kennt doch nicht die Adresse dieses Mädchens?“

„Ebensowenig wie ich sie kenne,“ entgegnete Herr Pualet; „aber um Sie zu erfassen, brauche ich ja nur Herrn Freneuse zu fragen.“

„Und Sie glauben, er wird Sie Ihnen geben?“

„Das weiß ich nicht; doch ich denke, das ist seine Pflicht.“

„Wie, seine Pflicht? Er ist doch nicht Testamentsvollstrecker?“

„Nein, das nicht; das Testament ist beim Notar niedergelegt.“

„Dann ist der Notar auch nicht verpflichtet, die Erbin zu suchen.“

„Nein, zumal er zu Lebzeiten meines Bruders stets meine Interessen

wahrgenommen hat. Ich habe ihn für seine Reiskosten entschädigt und glaube nicht, daß er die Absicht hat, lange in Paris zu bleiben.“

„Können Sie mir vielleicht sagen, in welchem Hotel er abgestiegen ist?“

„Rue de Boulois 71; ich hoffe, Sie werden mit ihm nicht von Ihren Plänen sprechen, die ich übrigens nicht kenne und auch nicht kennen lernen will.“

„Ich werde mich hüten. Nein, ich will mich nur unterrichten, ob er sich vor seiner Abreise nicht mit der Bia Astrodi beschäftigt hat; und ich kann mich sogar danach erkundigen, ohne mich dem Herrn — darf ich Sie nach seinem Namen fragen? — direct in Verbindung zu treten.“

„Herr Duqueon heißt der Notar,“ versetzte Pualet.

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ versetzte der Agent, „und schiedre Ihnen, Sie werden diese Auskunft nicht zu bereuen haben.“

„Verzeihen Sie nicht, daß zwischen uns beiden von diesem Geschäft nicht mehr die Rede sein kann.“

Dabei erhob er sich mit äußerster Würde. Blanchelaine verneigte sich sehr demüthig, ohne ein Wort an ihn zu richten. Er verabschiedete seinen kleinen Schreiber und lehrte in das Rabinett zurück. Doch anstatt sich an seinen Schreibtisch zu setzen, legte er das Ohr an die Holzwand und klopfte eine Minute später dreimal in ganz bestimmter Weise.

Auf dieses Zeichen antworteten sogleich drei andere Schläge, dann kletterte Blanchelaine die Hand aus und drückte auf einen Schloß im Holzwerk der Thüre; sogleich öffnete sich eine Thürlückung, die er betrat, und bemerkte eine Deffnung, die groß genug war, einen Menschen hindurchzulassen.

Kurz darauf huschte eine Frau durch diese geheime Thür in das Rabinett Blanchelaine's, die einen langen, schwarzen Schalrock und einen rothseidenen Turban trug.

Unter dieser seltsamen Verkleidung hätte Paul Freneuse wohl nur mit größter Mühe die Person erkannt, die er auf dem Kirchhof von St. Duen und im Parkett des Theaters der Vorie St. Martin gesehen.

„Ich habe sie eben gesehen,“ sagte sie ohne weitere Einleitung.

„Wen?“ fragte Blanchelaine ungeduldig.

„Sophie Cornu, natürlich, sie hat sich bei mir die Karten legen lassen, und ich habe die Gelegenheit benützt, mich genauer bei ihr zu erkundigen.“

„Ja, was hat sie bei dem gesagt?“

„Dasselbe, was ihr Binos gestern geort hat, nämlich, daß Bianta eine Schwester hätte.“

„Das hätten Sie mir schon einmal erzählt; wenn du weiter nichts weißt...“

„Ich weiß jetzt, wie Binos die Verwandtschaft des Modells entdeckt hat. Er hat Sophien alles erklärt, und sie hat mir die Geschichte genau berichtet. Er scheint vorzusehen einen Maler Freneuse besucht zu haben, der auf der Place Biauille wohnt.“

„Ich hoffe, dieser Satan von Binos hat nicht in Freneuses Beisein von mir gebrochen.“

„Das glaube ich nicht, denn sonst hätte es mir Sophie gesagt.“

„Und hat er dieser Alten meinen Namen genannt?“

„Das hat er ganz sicher nicht; Sophie kennt dich nicht, wenn mich immer Madame Blanchelaine. Dein Name wäre ihr aufgefallen.“

„Binos kennt meinen Namen nicht; für ihn und alle Stammgäste des „Großen Bod“ heiße ich Viboudes.“

„Das ist wahr; daran dachte ich nicht mehr.“

„Auch hat er niemals erfahren, wo ich wohne; wenn nur deine Sophie Cornu sich nicht einfallen läßt, ihm meine Wohnung mitzutheilen.“

„Das ist nicht zu befürchten; warum sollte sie sich denn mit dieser Geschichte befassen?“

„Nun um so besser! Binos ist mit diesem Freneuse befreundet, der uns bereits nachspioniert hat. Wenn er entdeckt, daß Viboudes eigentlich Blanchelaine ist und in der Rue de la Sourdiere eine Agentur besitzt, bliebe uns nichts weiter übrig, als schleunigst zu verschwinden.“

„Ah, das, dazu wird es nicht kommen; dann thut es auch wenig zur Sache, ob die Bianta eine Schwester hat oder nicht; Pualet erbt deßhalb doch und du wirst deine 100,000 Fr. bekommen.“

„Glaubst du? Pualet hat mich eben verlassen; er hat mir mitgeteilt, daß sein Bruder zwei Töchter hätte, Bianta und Bia, denen dieser Dummkopf sein Vermögen zu gleichen Theilen hinterläßt; jetzt, da die älteste sich im Renleits befindet, fällt alles der Jüngern zu.“

„Oh,“ murmelte Stella ganz behütet, „das lohnte sich wirklich nicht, so viel zu wagen.“

„Ja, der Schlag ist hart, doch ich halte mich noch nicht für besieg. Wenn ich die 100,000 Francs verlieren soll, so werde ich es auf andere Weise wieder einholen. Ganz umsonst will ich mich doch nicht kompromittiren haben.“

„Ich wäre außer mir; doch was soll man dagegen thun? Du willst doch hoffentlich die Geschichte der Bianta nicht noch einmal wiederholen.“

„Das wäre zu gefährlich und hätte gar keinen Zweck; doch glücklicherweise ist es mehr als ein Mittel, eine störende Person aus dem Spiel zu entfernen.“

„Ich kenne nur eins,“ versetzte Stella mit bitterer Miene, „wir haben es bereits angewendet; doch wenn wir dazu wieder unsere Zusätze nehmen, so spielen wir ein zu gewagtes Spiel.“

„Es handelt sich auch nicht mehr

darum,“ versetzte Blanchelaine, „die Situation ist nicht mehr dieselbe, seitdem der Vater tot ist. Bia könnte morgen sterben, sie hätte trotzdem geerbt, und wenn sie keine Verwandten hinterläßt, fällt das Vermögen dem Staate zu... wir haben hingegen das größte Interesse daran, daß sie am Leben bleibt, denn ich will lieber mit ihr, als mit der italienischen Regierung zu thun haben.“

„Was willst du denn mit der Kleinen anfangen?“

„Für den Augenblick nichts; später wird es etwas anders werden, die Sache wird sich in die Länge ziehen.“

„Ich verzeihe dich nicht ganz.“

„Meine Idee besteht darin, diese Bia Astrodi direct zu unserem Augen auszubringen. Mein Plan ist folgender: Sie weiß wohl, daß Bianta Astrodi ihre Schwester war, kennt aber das Testament nicht. Niemand kennt es, mit Ausnahme Pualets und des Notars. Pualet wird sich hüten, die Kleine davon in Kenntniß zu setzen und der Notar wird in die Provinz zurückziehen. Die Erbschaft wird von Niemand angetastet werden, wenn die Erbin sich dem Gerichte nicht stellt, und daß sie es nicht thut, dafür werden wir sorgen. Du wirst sie aufsuchen.“

„Gut, aber unter welchem Vorwand soll ich mich bei dieser Bia einführen?“ entgegnete Stella.

„Du wirst ihr zuerst schmeicheln; du wirst sie belügen, ihr schwören, daß ihre Schwester sie sehr lieb hatte und dann verschwinden, sie zu trösten.“

„Ja, wozu soll ich sie denn aber veranlassen?“

„Zunächst, ihren Beruf zu wechseln. Die Hauptsache ist, sie zu verhindern, zu diesem Paul Freneuse zurückzukehren, der geneigt zu sein scheint, sie zu unterstützen. Du mußt zunächst das Terrain sondiren. Bemerkst du z. B., daß sie in ihn verliebt ist...“

„Das ist sie; Binos hat es Sophie Cornu gesagt.“

„Dann wird alles gut gehen. Du erzählst ihr, er mache sich über sie lustig.“

„Binos behauptet, sie wäre eifersüchtig, und du wirst wohl kaum errathen, auf wen; auf Fraulein Pualet.“

„Nicht möglich... aber doch, Freneuse verdient viel Geld und dieser Dummkopf von Pualet denkt daran, ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Freneuse besuchte sie im Theater in ihrer Loge.“

„Und Fraulein Pualet hat sich von ihrem Vater zu Freneuse begleiten lassen. Sie hat dort Bia gefunden, die während fortgegangen ist; Binos versichert, sie hat geschworen, dort nicht mehr Modell zu stehen.“

„Wunderbar, unsere Sache macht sich ganz selbst. Du wirst ihr Vertrauen leicht gewinnen. Dann wirf du sie um die Erlaubniß bitten, die Liebe, die du für ihre Schwester heuchelst, auf sie zu übertragen, und ihr schließlich vorzuschlagen, bei dir zu wohnen, oder sie in ihre Heimath zu geleiten, wenn sie Lust hat, dorthin zurückzukehren.“

„Wie, du willst mich nach Italien schicken?“

„Nein, mir ist es lieber, wenn wir die Erbin bei der Hand haben, doch muß man auf alles gefaßt sein. Die Hauptsache ist, mit ihr in Verbindung zu bleiben, wo sie auch ist, und sie zu veranlassen, mit ihnen Bekannten zu brechen.“

„Sehr gut, doch selbst angenommen, daß uns dies alles gelinigt, was haben wir davon?“

„Ich werde dir meinen Plan auseinandersetzen,“ sagte Blanchelaine; „derselbe hat zwei Schlässe, je nach der Wendung, welche die Dinge nehmen werden. Pualet hat mir einen Schein unterschrieben, daß er mir am Tage da er in den Besitz der Erbschaft seines Bruders tritt, 100,000 Francs auszahlen würde; doch er kann den Besitz nur dann antreten, wenn Bia Astrodi ihm die Erbschaft abtritt.“

„Und du glaubst, man könnte Bia veranlassen, zu Gunsten eines Mannes, den sie gar nicht kennt, auf ein so bedeutendes Vermögen zu verzichten?“

„Wenn sie die Sache kennen würde, wäre es weit schwieriger, da sie auf Fraulein Pualet eifersüchtig ist; doch sie hat keine Ahnung davon, daß ihr Vater der Halbbruder des Herrn Pualet ist und ich werde schon dafür sorgen, daß sie es nie erfährt. Ich will dir nur bemerken, daß man, um ein Dokument gefählich zu unterzeichnen, majorenn sein muß, und das ist dieses Mädchen wahrscheinlich noch nicht.“

„Sie hat auf mich den Eindruck gemacht, als wäre sie kaum sechzehn Jahre.“

„Man müßte also mehrere Jahre warten, und so hätten wir Zeit, unser Ziel zu erreichen. Man könnte sie zum Beispiel veranlassen, Romne zu werden.“

„Ein schlechtes Mittel; sie würde einfach ihr ganzes Vermögen dem Kloster verschreiben.“

„Nein, denn sie würde ja gar nicht wissen, daß sie reich ist.“

„Wie sollte sie denn auf ein Vermögen verzichten, dessen Existenz sie gar nicht kennt?“

„Man würde ihr im letzten Augenblick die Wahrheit sagen, nachdem man sie genügend vorbereitet.“

„Ich bezweifle stark, daß sie darauf eingehen wird.“

„Man kann alles von einem exaltirten Mädchen erlangen, wenn man es klug anstellt.“

„Das ist möglich, mit der Zeit, doch es wäre wirklich nicht der Mühe werth, so viel Anstrengungen zu machen, jahrelang zu arbeiten, um 100,000 Francs Kommission zu verdienen, die dir Herr

Pualet vielleicht nicht einmal auszahlen wird.“

„Das möchte ich ihm nicht raten; ich habe ein geschriebenes Versprechen und einen Brief, der ihm kompromittirt. Er würde nie wagen, zu flagen. Aber du hast recht, daß 100,000 Francs wenig sind, während dieser Pualet 600,000 Francs erbt.“

„Warum sollten wir nicht an Bias Stelle erben?“

„Endlich kommst du auf das hinaus, was ich will. Wir können Bia ebenso leicht veranlassen, uns ihr Geld zu vermachem, als darauf zu verzichten, und das ist das Ziel, welches ich im Auge habe. Doch um Paris zu erreichen, muß man zunächst Bias mit ihr verlassen.“

„Ich glaube sogar, sie hat Lust, in ihre Heimath zurückzukehren.“

„Sehr gut, dann werden wir sie nach Italien begleiten.“

„Wie, wir sollen längere Zeit dort drüben bleiben?“

„Zwei oder drei Jahre, oder noch mehr, wenn es nöthig ist. Wir werden dort bleiben, bis die Kleine das Alter erreicht hat, selbst testiren zu können, das heißt, bis sie achtzehn Jahre alt ist.“

„Gut, aber sie wird doch länger leben, als wir.“

„Das glaube ich nicht,“ versetzte Blanchelaine hohnlachend, „du versagst, daß dieser Dummkopf von Binos mir die Radel zurückgegeben hat, die du verlorst.“

9.

Das Haus, in welchem Vater Lorenzo in der Rue St. Bernard seine Herberge aufgeschlagen hatte, sah nicht besonders vornehm aus. Es war ein altes schwarzes sechsstöckiges Gebäude, das weit höher als breit war, und in unregelmäßigen Zwischenräumen enge Fenster aufwies, von denen nicht eins denselben Umfang hatte wie das andere.

Im Erdgeschoß befanden sich zwei größere Säle; der eine war das Gastzimmer, dessen Thür direct auf die Straße hinausging, der andere diente den Modellen beiderlei Geschlechtes, die bei dem Vater Lorenzo wohnten, als Versammlungsort.

Der Vater Lorenzo hatte seine Mieder an Disziplin gewöhnt und schloß ihnen, wenn auch nicht Achtung, so doch einen heilsamen Schrecken ein. Mit ihm hatte Freneuse wegen Bias Lebensunterhalt und Wohnung verhandelt, und da die von dem Künstler getroffenen Arrangements für Lorenzo sehr vortheilhaft waren, so behandelte er das junge Mädchen mit Rücksicht und Hochachtung.

Am Tage nach ihrer Fahrt nach St. Duen stand Bia, die nach einer schlaflosen Nacht vor Sonnenaufgang aufgestanden war, träumend am Fenster.

(Fortsetzung folgt.)

## Friedrich der Große als Patient.

Bei Gelegenheit der schlesischen Besichtigungsreisen wurde der König in Brieg von einer Unpflichtigkeit befallen, die ihm ernsthaft schien, und da er auf Reisen einen Leibarzt nicht bei sich zu führen pflegte, so fragte er, ob ein geschickter Arzt am Orte sei. Der Stadtkommandant Major von Rabenan nannte den Regimentsfeldscher Schulze und den Kreisphysikus Dr. Schröder. Der König entschied sich für letzteren, weil, wie er offen sagte, „die Feldscherer nicht viel taugen.“ Schröder wurde herbeigeholt, und es entspann sich nun zwischen dem Arzte und dem Könige nachstehende Unterhaltung:

„Ew. Majestät haben sich den Magen verdorben.“

„So! Aber woher weiß Er denn das?“

„Nun, man sagte mir, daß Ew. Majestät zuweilen zu viele unverbauliche Speisen zu sich nehmen.“

„Sagt man das? Also auch darum kümmern sich die Leute, was ich esse? Er ist ja sehr freimüthig! Ordiniere Er mir ein Brechmittel, welches das wirt, denn ich reiße heute noch weiter.“

Dr. Schröder entschuldigte seine Freimüthigkeit mit den Pflichten und Rechten eines Arztes, lehnte aber die Rezeptur eines Brechmittels ab, weil er die Natur des Königs nicht genügend kenne und sich nach dieser Richtung hin nicht verantwortlich machen wollte. Der König gab sodann zu, daß er am vorigen Tage von einer kalten Partee zu viel gegessen habe und befohl dem Arzte nochmals die Anweisung des Brechmittels.

Schröder blieb jedoch bei seiner Weigerung und erklärte dem König ganz bestimmt: „Ew. Majestät, ich verschreibe meine Meditamente auf meinen geleisteten Doktoreid und nach meinem Gewissen, aber nicht auf Befehl meiner Patienten. Da Ew. Majestät noch heute nach Breslau reisen, so wird die Erschütterung des Wagens wohl wohlthätig wirken. Ich halte mir aber zu meinem Hausbedarf Tropfen, welche mir für Magenbeschwerden gute Dienste leisten, und ich bin überzeugt, daß sie auch Ew. Majestät dienen würden.“

„So, so,“ entgegnete der König, „also Er hat eine Wundermedizin? Nun, so schaffe Er sie mir; doch höre Er, Er hat mir eine Strafpredigt gehalten über meine Diät, Er muß doch auch zuweilen seinen Magen überladen, sonst würde Er kein schlechtes Gefühl halten, um ihn zu entlasten.“

Dr. Schröder ließ die Medizin herbeschaffen, und der König nahm die ihm dargereichte Portion in einem Löffel. Er wollte gleich noch eine zweite Dosis nehmen, doch Dr. Schröder protestirte dagegen, daß vielmehr, mit der zweiten Portion einige Stunden zu warten, und auf diesem Behufe das Flüsschen mit auf die Reise zu nehmen.

Friedrich war einverstanden und fragte Schröder, ob er reich sei. Auf die verneinende Antwort des Arztes erwiderte der König: „Nun, wenn Er nicht eine große Erbschaft macht, wird Er auch nicht reich werden, denn Er ist ein ehrlicher, aufrichtiger Mann und ein solcher wird nicht leicht reich. Ein anderer Doktor hätte mich für eine gute Pflanz betrachtet und mich hier aufgefassen, um an mir zu verdienen. Gehe Er jetzt, ich bin ihm obliqert und werde mich mit ihm abfinden, wenn ich gesund werde.“

Darauf fuhr der König nach Breslau weiter. Mit der nächsten Post erhielt Dr. Schröder eine kleine goldene Dose mit dem Namenszuge des Königs. In derselben befanden sich 25 fogenannte Poppsdaken und ein Zettel, auf welchem geschrieben stand: „Sein Conseil ist gut gewesen, ich danke, Friedrich.“

## Vogelstreich.

Eine merkwürdige Beobachtung wurde unlängst in der Menagerie des Pariser Jardin des Plantes gemacht. In einem Käfig waren zwei chinesische Weisen aus Kanting untergebracht, zwei Weibchen, die in gutem Einvernehmen, wiewohl ohne besondere Freundschaft mit einander verkehrten. Eines Morgens brach ein grauer Cardinal, der dasselbe Bauer benutzte, mit einer der Weisen einen Streit vom Zaun und zerstückelte ihr schließlich, nachdem er das Gefieder seiner linken Feindin bereits gründlich zerkaust hatte, mit einem Schnabelstich die Klau. Das arme verstümmelte Thier vermochte sich nun nicht mehr auf seiner Stange zu halten, sondern mußte sich mühsam über den Boden hinschleppen, in seiner des wärmenden Kleides beraubten Haut vor Kälte zitternd. Seine Gefährtin nahm sichtlich Antheil und bewies ihr Mitleid durch Thaten der Liebe. Jeden Abend kam sie zu der verwundeten Schwester heruntergeflogen, bereite ihr aus Moos und Grass halmen ein Lager und bettete sich dann selbst dicht neben die Kranke, sie mit den eigenen Flügeln zudeckend. So verhartete sie die ganze Nacht, wiewohl ihr die ungewohnte Stellung Beschwerden verursachen mußte. Eine Woche lang hatte der Vogel diese Samaritanendienste erfüllt, als der Gegenstand seiner Sorge dennoch starb. Nun nahm sich die überlebende Weise, die bisher besonders zärtliche Gefühle für ihre Gefährtin nicht gehabt zu haben schien, deren Ende so zu Herzen, daß sie zu freisen aufhörte, unbeweglich in einer Ecke des Käfigs hockte und bald darauf ebenfalls starb. Das „Bulletin“ des Pariser Naturwissenschaftlichen Museums hat es als Ehrenpflicht erachtet, diesem treuen Vogel durch eine Beschreibung seines „menschlichen“ Verhaltens ein Denkmal zu setzen.

## Eigener Standpunkt.

„Der Herr Major hält „Fra Diavolo“ für die einzig vernünftige Oper.“

„Bezahlt?“

„Weil sie in einem Gasthaus spielt.“

## Swedios.

Häutehändler: „Man ist nicht im Stande, eine Haut an den Mann zu bringen, es ist rein um aus der Haut zu fahren.“

Bekannter: „Was würde Sie das nützen, dann hätten Sie noch eine mehr.“

## In der Apotheke.

Frau: „Ich möchte gern für 5 Centis Clortali.“

Apotheker: „Das muß der Arzt verschreiben, das ist Gift.“

Frau: „Wenn's Gift ist, werd' ich mir's doch nicht verschreiben lassen!“

## Berichtsnapp.

Frau (die von der Reise zurückkehrt, schnuppernd): „Du hast hier im Zimmer geruch, ich rieche es!“

Mann: „Unmöglich, Beste... und außerdem steht schon seit drei Tagen das Fenster offen!“

## Kindermund.

Papa (in der Zeitung lesend): „Der Prinzessin von A. ist ein Regiment verliehen worden.“

Töchterchen: „Ach, Papa, was fängt denn die mit den vielen Lieutenants an?“

## Das Schlagwort.

